Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 121 — Bromberg, den 27. November — 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von Karl-August von Laffert.

(13. Fortsetzung.) — Nachdruck verboten.

Schon seit einer Stunde flogen sie über dem grünblauen Nordmeere. Klar war der Himmel, doch die nächtliche Sonne schien gedämpft. Eine kleine Insel mit spitzen Bergen erschien. Der Lotse deutete dorthin.

„Es ist die Bäreninsel", erklärte er. „Den halben Weg nach der Adventsbai haben wir hinter uns. Die Insel gehört jetzt zu Norwegen. In den achtziger Jahren war sie noch herrenlos. Da kam eines Tages ein deutscher Reisender mit einigen Begleitern dorthin, nahm sie in Besitz und nannte sich König der Bäreninsel. Der nordische Winter vertrieb die Leute natürlich. Im nächsten Jahre kamen sie nochmals auf kurze Zeit wieder, dann verschwanden sie für immer."

„Ich erinnere mich, davon gelesen zu haben", sagte Sanders. „Jener Abenteurer hieß Lerner. Er nannte sich tatsächlich Fürst der Bäreninsel und ließ sich auch so lautende Visitenkarten drucken."

„So wie Herr Lebaudy sich zum König der Sahara ernannte", sagte Linda.

Die Funkenstation meldete das Einlaufen eines deutschen Telegramms aus Hammerfest. Es lautete:

„Spitzbergen meldet Windstille, aber starken Nebel. Wünsche glückliche Fahrt. Karsten."

„Wollen Sie wirklich von Spitzbergen über den Pol fliegen?" fragte der Lotse.

„Wir werden es versuchen", antwortete Sanders.

„Vor vielen Jahren wohnte ich als ganz junger Mann dem ersten Aufstieg eines Luftschiffes bei, das den Pol erreichen wollte. Ein schwedischer Ingenieur namens Andrée stieg von einer kleinen Insel am Nordrande von Spitzbergen in einem Luftballon auf. Man hat von ihm und seinen drei Begleitern nie wieder etwas gehört. Nur seine abgelassenen Brieftauben kamen wieder zu uns auf die Bäreninsel zurück."

Nagel vom Stößer rief an. Er bat Sanders, mit der Schwalbe vorauszufliegen, da er den Lotsen bei sich hatte. Bei Eintritt von Nebel dürfe Liebhard nicht mehr nach dem Kompaß fliegen, weil dieser bereits wegen der Nähe des Pols unzuverlässig würde. Orientierung könne nur noch nach der Sonne erfolgen, wozu man über den Nebel steigen müsse.

„Wie ist es möglich, die Himmelsrichtungen nach der Sonne festzustellen?" fragte Linda. „Um Mitternacht befindet sie sich ja allerdings genau im Norden, aber zu jeder anderen Tageszeit doch an einer anderen Stelle."

„Zu diesem Zwecke ist an jedem Führerstande ein eigenartiges Instrument angebracht", erklärte Sanders, „es besteht aus einem Kreisbogen aus Metall, der durch ein Uhrwerk in 24 Stunden einmal um sich selber gedreht wird, und zwar in derselben Richtung wie die Sonne. Auf diesem Kreisbogen ist eine Orientierungsnadel und ein kleines Fernrohr mit Mattscheibe befestigt. Außer der selbsttätigen, langsamen Bewegung vermag man den Kreisbogen auch noch durch das darauf angebrachte Fernrohr zu bewegen. Es ist jetzt nur nötig, das Fernrohr auf die Mitte der Sonne zu richten, dann weist der Orientierungszeiger jedesmal genau nach Norden. Allerdings muß man dabei immer auf dem gleichen Längengrade fliegen. Wir befinden uns augenblicklich auf dem 20., das ist derselbe, auf dem die Stadt Königsberg liegt."

„Wenn wir nun aber auf einen anderen Längengrad übergehen müssen?"

„Dann ist jedesmal eine kleine Korrektur nötig, die durch das Drehen einer Stellschraube bewirkt wird."

„Wie würden Sie sich helfen, wenn einmal das Uhrwerk des Kreisbogens nicht richtig ginge?"

„Das kontrollieren wir mit unseren Uhren, und die Uhren werden wieder durch die Funkenstation in Nauen kontrolliert, die jeden Abend Punkt elf durch ein allbekanntes Zeichen die genaue mitteleuropäische Zeit für die Schiffahrt entsendet."

„Auf welche Weise wird nun aber der Breitengrad festgestellt? Woran merken wir zum Beispiel, wenn wir den Pol überfliegen?"

„Auch wieder an der Sonne. Wir stellen mit Instrumenten fest, wie hoch sie sich gerade über dem Horizont befindet, und sehen gleichzeitig nach der Uhr. Aus einer Tabelle läßt sich dann mit Sicherheit feststellen, daß eine bestimmte Zeit und eine bestimmte Sonnenhöhe dem und dem Breitengrad entspricht."

Plötzlich wurde es dunkel. Ohne es vorher zu bemerken, waren sie in dichten Nebel geraten.

„Wir befinden uns dicht vor der Südspitze von Spitzbergen", sagte der Lotse. „Jetzt geht es in das ewige Eis des Nordlandes hinein."

Steil hob sich der Bug der Schwalbe nach oben.

*

Bericht des französischen Gesandten in Christiania an das Auswärtige Amt in Paris.

Euer Exzellenz

erlaube ich mir, den genauen Bericht über die beiden deutschen Flugzeuge zu senden, nachdem ich bereits am gestrigen Tage ihr Entkommen aus Spitzbergen telegraphisch gemeldet habe.

Der norwegische Außenminister hatte den Polizeibehörden in Hammerfest die vorläufige Festnahme der deutschen Flugzeuge befohlen und gleichzeitig eine stärkere Polizeiabteilung von Tromsö dorthin beordert. Wahrscheinlich wurden die Boches durch Verrat des deutschen Konsuls in Hammerfest gewarnt und fuhren unvermutet ab, trotzdem die Behörden der Stadt protestierten. Es kam sogar noch zu einem Feuergefecht mit den abfahrenden Deutschen, in welchem diese mit ihren schwer bewaffneten Fahrzeugen die Oberhand behielten.

Zweifellos wird Norwegen wegen dieses eklatanten Friedensbruches eine angemessene Sühne von Deutschland verlangen. Ich schlug dem Außenminister vor, die Eintreibung der nicht zu klein zu bemessenden Buße Frankreich zu übertragen.

Natürlich verlangte ich eine exemplarische Bestrafung des deutschen Konsuls in Hammerfest. Doch der Minister verschanzte sich dahinter, daß jener norwegischer Untertan und nur Wahlkonsul sei.

Die Deutschen landeten nach einer Fahrt von kaum vier Stunden in der Adventbai. Daß sie trotz tiefen Nebels nach einigem Suchen dort glücklich ankamen, verdanken sie nur einem norwegischen Lotsen, den sie von Hammerfest mitgenommen hatten.

Das Kohlenbergwerk von Eriksen hatte Benzin für die Deutschen bereitgestellt, wie ich nachträglich erfuhr. Eriksen

soll nun von der Regierung in Christiania den gemessenen Befehl erhalten haben, den Boches weder das Benzin auszuliefern, noch ihre Abreise zu gestatten, der er sich nötigenfalls mit Gewalt zu widersetzen habe.

Ich hatte wenig Vertrauen zu diesem Herrn Erikſen mit seinem deutschen Namen. Ich schickte daher an unser Vermessungsfahrzeug „Verdun", das sich in den Gewässern zwischen Spitzbergen und der Bäreninsel befindet, den funkentelegraphischen Befehl, sofort die Adventbai anzulaufen und die Deutschen gefangenzusetzen.

Alles vergebens. Am 17. Juli mittags sind die deutschen Flugzeuge völlig unbelästigt aufgestiegen und haben die Richtung nach dem Pol eingeschlagen.

Die Deutschen können beim Eintreffen dieses Schreibens bereits in Alaska gelandet sein. Wahrscheinlich werden sie zu ihrer Rückreise von Nome, der Hauptstadt Alaskas, einen Dampfer benutzen. Hier bietet sich die letzte Gelegenheit, der Deutschen habhaft zu werden, worauf ich bereits telegraphisch hinwies. Ich schlug daher Euer Exzellenz vor, alle unsere im Großen Ozean befindlichen Kriegsfahrzeuge nach Norden auf den Hauptschiffahrtsweg zu beordern, um jeden Dampfer nach der Frankreich gehörenden Konterbande der beiden Flugzeuge zu durchsuchen.

Die United States würden einem Ersuchen Frankreichs um Auslieferung der Deutschen wohl kaum entsprechen. Allerdings wird es einiges Geschrei in der amerikanischen Presse setzen, aber außer papiernen Protesten wird Amerika nichts gegen das unangreifbare Frankreich wagen.

Zum Schluß versichere ich noch, daß ich, wie in dieser Angelegenheit, so auch in Zukunft stets den Leitspruch Euer Exzellenz im Auge behalten werde: Fortiter in re, suaviter in modo. Die Welt muß es begreifen lernen, daß Frankreichs Wille unbeugsam, Frankreichs Macht unwiderstehlich ist.

Der Gesandte Frankreichs.

Aus der Abendnummer des „New York Herald" vom 18. Juli.

„Die Deutschen auf dem Fluge zum Pol."

Ein Spezial-Telegramm aus Christiania meldet uns, daß die beiden deutschen Flugzeuge unter Führung von Mr. Georg Nagel am gestrigen Tage von Spitzbergen aufgestiegen sind und direkte Richtung nach Norden einschlugen. Drei Stunden lang bestand funkentelegraphische Verbindung von Spitzbergen mit den Flugzeugen, die bereits in nächster Nähe des Poles angekommen waren. Dann brach die Verbindung ab.

Wir haben Mr. Peary, den glorreichen Entdecker des Nordpoles, um seine Ansicht befragt, der uns folgende Zeilen gütigst zur Verfügung stellte:

Seit mehreren Tagen wird die gesamte zivilisierte Welt durch ein Unternehmen in Spannung versetzt, das wieder einmal die Erreichung des Nordpols zum Ziele hat. Was viele Dutzende von wagemutigen Männern vergebens vor mir versuchten ,das will ein deutscher, bisher völlig unbekannter junger Ingenieur mit zwei Flugzeugen erreichen.

Daß die Überfliegung des Poles im Luftschiff ausführbar ist, beweist schon der Versuch von Amundsen. Aber wir wissen auch, welche ungeheuren Schwierigkeiten dabei zu überwinden sind und wie umfassend alle Vorbereitungen getroffen werden müssen.

Haben die deutschen Abenteurer das bedacht? — Ich glaube kaum. Wurde doch vor wenigen Tagen die erste dürftige Nachricht über den geplanten Flug bekannt. Mit Sicherheit wissen wir, daß die beiden Flugzeuge im geheimen hergestellt sind und daß die französische Kontrollkommission Anspruch auf sie erhebt, weil sie den Bestimmungen von Versailles widersprechen.

Was wird nun das voraussichtliche Schicksal der wahrscheinlich völlig unzureichend vorbereiteten Expedition sein?

Die letzten Funkenmeldungen besagen, daß sie die Nähe des Poles erreichten. Dann brach die Verbindung ab. Voraussichtlich hat sich also die Katastrophe bereits ereignet. Vielleicht fand ein Motordefekt statt, der die Fahrzeuge zur Landung nötigte. Dieser Versuch muß auf dem wild zerklüfteten Eistrümmerfelde der Polargegend und bei den dort fast ständig herrschenden rasenden Stürmen eine alsbaldige Zerstörung der Flugzeuge zur Folge haben.

Ausgeschlossen ist auch nicht, daß die Flieger in das magnetische Kraftfeld eines starken Nordlichtes gerieten. Die hiermit verbundenen mächtigen elektrischen Spannungen können nun entweder zur mittelbaren gefährlichen Funkenbildung führen, die das Benzin zur Explosion bringt, oder sämtliche Eisenteile der Maschinen werden magnetisch induziert, wodurch ein Absturz die unvermeidliche Folge ist.

Die Insassen der Flugzeuge sind, auch wenn sie den Sturz aus der Höhe überleben sollten, in jedem Falle verloren. Ohne genügende Ausrüstung, ohne ausreichenden Proviant und vor allem ohne jede Kenntnis der arktischen Gefahren müssen sie bereits nach wenigen Wochen dem Hunger und der Kälte erliegen, bevor die geringste Möglichkeit zu einer Hilfsexpedition besteht, die doch erst im nächsten Frühjahre mit Aussicht auf Erfolg abgehen könnte.

Eine weitere Möglichkeit besteht, daß die Expedition in der Nähe des Poles kehrtgemacht hat, um nach Spitzbergen zurückzufliegen. Sie werden dann natürlich behaupten, den Pol erreicht zu haben. Doch dürfte es ihnen schwer fallen, den vollgültigen Beweis dafür zu erbringen. Alle Messungen der Sonnenhöhe sind in den hohen Breiten wegen der starken Strahlenbrechung der Luft völlig unzuverlässig. Vom Flugzeug aus dürften derartige Messungen vollends unmöglich sein.

Es könnte sich also der gleiche Fall wie bei meinem Rivalen Cook ergeben, der die Behauptung aufstellte, bereits im Jahre 1908, also ein Jahr vor mir, den Pol entdeckt zu haben. Es ist wohl noch allgemein bekannt, wie es mir gelang, die vermeintliche Entdeckung Cooks als Schwindel zu entlarven, obgleich ich gern zugeben will, daß mein Gegner vielleicht einer groben Selbsttäuschung zum Opfer fiel.

Also Vorsicht, falls die Deutschen mit ähnlichen Behauptungen kommen sollten!

Als dritte Möglichkeit ist noch zuzugeben, daß die Flugzeuge tatsächlich über das Polarmeer hin den Flug nach Alaska versucht haben. Dann werden wir wohl nie wieder etwas von ihnen hören. Aus eigenen Erfahrungen weiß ich, daß fast den ganzen Sommer hindurch die heftigsten Winde aus Richtung Nordamerika gegen den Pol wehen. Beträgt die Strecke von Spitzbergen nach Alaska in Luftlinie bereits über 3000 Kilometer, also fast soviel wie die Entfernung Englands von Nordamerika, so wird diese ungeheure Strecke durch die entgegenwehenden Stürme in der Praxis noch weit größer.

Dazu kommt noch die Unmöglichkeit, vom Flugzeug aus mit irgendwelcher Sicherheit das Kap Barrow oder einen bewohnten Ort Alaskas anzusteuern. Daher ist mein zusammenfassendes Urteil über die mit großer Kühnheit, aber mit ebensoviel Leichtsinn wie Unverständnis unternommene deutsche Expedition:

Sie sind verloren, unrettbar verloren, wie so viele ihrer Vorgänger, die der geheimnisvolle Drang nach den unentschleierten Gebieten des Nordens verlockte, ohne daß ihnen langjährige Erfahrung und genaueste Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse, wie zum Beispiel ich sie besitze, zu Gebote standen.

Konteradmiral Robert E. Peary,
alleiniger Entdecker des Nordpols.

*

Nagel und Stratoff standen im Führerstande des Stößers, dicht an der Rückenwand, um Gerling nicht zu stören.

„Also in einer Stunde sind wir am Pol", sagte der Russe. „Immerhin auch ein gewisser Höhepunkt im menschlichen Leben, wie er wenigen bisher vergönnt war."

„Wo ist die Schwalbe?" rief Nagel ins Telephon.

„Sie folgt auf 500 Meter, liegt etwas tiefer als wir", tönte die Antwort vom Ingenieur der hinten befindlichen Beobachtungsstation.

Nagel blickte auf die Registriertafel.

„45 Grad unter Null bei einer Höhe von kaum 2000 Meter", sagte er. „Es scheint doch kälter hier, als ich erwartete."

„Nicht gerade sehr aussichtsreiche Gegend für Ihr industrielles Unternehmen", meinte Stratoff.

Nagel prüfte den Geschwindigkeitsmesser, blickte dann durch ein festgeschraubtes Fernrohr zur weißen Schneelandschaft hinab.

„Wir machen nur 180 Kilometer", sagte er nach einiger Zeit.

„Ich rechne den Gegenwind auf 40 Sekundenmeter", meinte Gerling.

„Ein höllischer Sturm also", sagte Stratoff. „Man kann es deutlich an den Schneewirbeln am Boden erkennen. Gut, daß wir hier nicht zu landen brauchen, es würde unser Ende sein."

„Wir werden wohl ständig mit starken Gegenwinden zu rechnen haben", meinte Gerling. „Erikſen in Spitzbergen erzählte mir, daß die Winde fast das ganze Jahr von Alaska her nach dem Pol zu wehen."

„Dann hätten wir besser die umgekehrte Tour gemacht", sagte Stratoff.

„Wir konnten keine Zeit verlieren", erklärte Nagel. „Unsere Flugzeuge sind auch den stärksten Stürmen gewachsen."

Die Fernzentrale meldete:

„Seit einigen Minuten erreichen unsere Zeichen die Funkenstation in der Adventbai nicht mehr. Wahrscheinlich beträgt die Entfernung schon mehr als 600 Kilometer. Wir dagegen nehmen alle Funksprüche, selbst die von Nauen her, gut auf."

„Dann müssen wir bereits in der Nähe des Poles sein", sagte Nagel. „Ich werde sofort Messungen machen."

Er visierte die mattglänzende Sonnenscheibe an, die in nicht zu großer Höhe über dem rötlich schimmernden Horizont links hinter ihnen stand. Dann blickte er zur Uhr.

„Einen Strich mehr links", bedeutete er Gerling. „Die Bezeichnung Ost und West müssen wir uns jetzt abgewöhnen, denn am Pol kehren sich die Himmelsrichtungen um. In etwa fünf Minuten sind wir dort. Dann gibt es auch kein Norden und Süden mehr, weil in jeder Richtung Norden und Süden, aber auch Osten und Westen liegen."

„Wir müssen die Fürstin auf den historischen Augenblick aufmerksam machen", sagte Stratoff.

Nagel ließ sich durch den Lautsprecher mit der Schwalbe verbinden.

Stratoff rief hinein:

„In der nächsten Minute überfliegen wir den Pol, Fürstin. Leider besitzen wir keinen Champagner, um den Augenblick würdig zu feiern. Ich wünsche Ihnen aber trotzdem alles Gute wie zum neuen Jahre, das ich hoffentlich mit Ihnen zusammen erleben werde."

(Fortsetzung folgt.)

Die Schneeflocke.

Von Ernst Zahn.

(Schluß.)

Der Soldat hatte recht: Die Adelheid zerging wie die Flocken in der heißer werdenden Sonne. Sie zerrann ihm gleichsam unter den Händen, wie der Schnee auf seinem Mantel zergangen war. Ihr Gesicht wurde schmäler, ihre Stimme leiser. Nur ihr Hunger nach ihm nahm nicht ab. Sie wußte um ihr nahes Ende, aber es beschwerte sie nicht; denn sie hatte nicht die Empfindung eines Abschieds. Sie hatte sich gleichsam in des Heinz Portmann Innerstes hineingeschmiegt, wie sie sich in seinen Mantel verkrochen hatte. Und sie zerging an seinem Herzen; es schien ihr, daß ein Tiefstes sich nicht löste, wenngleich der Tod kommen würde.

Als sie an einem Abend mit der Sonne erlosch, erzitterte dort in der Kühle der heraufsteigenden Nacht eine kleine weiße Blume. Sie aber flüsterte, ehe sie den letzten, keuchenden Seufzer tat, in einem tiefen Wohlgefühl, daß er sie hielt: „Es ist doch gut, daß du mich gefunden hast."

Äußerlich waren die beiden noch so wenig miteinander bekannt, daß sie ihm nicht einmal seinen Namen gab. Aber sie hatten beide keinen anderen Anhang in der Welt und hatten die paar Wochen in der Bauernstube auf Vogelsang wie Einsiedler auf einer Insel gelebt.

Als Portmann ihren Blick brechen sah, überlief es ihn kalt. Er ließ die Adelheid, die er gestützt, in die Kissen zurückgleiten, und stand am Lager wie einer, der mit tastenden Händen ins Leere greift.

Die Vogelsangbäuerin kam herein und sah sogleich, was sich ereignet hatte. Sie staunte einen Augenblick über die Lieblichkeit, die über dem Gesicht der toten Adelheid Rettner lag. Dann begegnete ihr Blick dem des Soldaten. Sie konnte nicht sprechen. Es war ihr, daß man jetzt zu ihm nichts sagen könne. Und sie verließ die Stube so still wie sie gekommen war.

Draußen im Stall verständigte sie Mann und Söhne.

„Gott sei Dank, daß das Getue ein Ende hat", polterte Just.

Der Vater sagte: „Unsere Stine ist nicht zurückgekommen."

Der alten Frau wurde bang, aber sie mochte auch hier nicht fragen, noch rechten, die Zeit lastete zu schwer auf ihnen allen.

Sie fand aber nach Stunden Heinz Portmann zusammengeworfen am Bett des toten Mädchens sitzen, und er wies die Nahrung zurück, die sie ihm brachte. Einen Tag und eine Nacht saß er so, ohne zu essen oder zu schlafen. Nur einmal im Finstern ging er nach dem Stall, um nach dem Pferde zu sehen. Er wollte morgen reiten. Er wußte nicht wohin. So klar es ihm vor seinem Zusammentreffen mit der Adelheid gewesen, daß er seine Truppe wieder finden mußte, so unklar war ihm jetzt alles.

Sein Pferd lag am Boden des Stalles. Im Mondenschein sah er, daß es abgemagert und elend war. „Die Schurken!" dachte er. Das Soldatenblut regte sich in ihm. Er griff unwillkürlich an die Seite, wo sonst sein Degen hing. Da erblickte er sich umsehend Just Vogelsang in der Stalltür. Der hatte ihn gehört und war ihm gefolgt. Sie schauten einander an wie zwei bissige Hunde. Aber dann ging Portmann wortlos an dem Bauer vorüber und zu seinem Mädchen zurück.

Am folgenden Morgen hüllte der Soldat die Tote in die Decke ihres Bettes und nahm sie auf den Arm.

Die Vogelsangbauern waren schon draußen. Aber Frau Lisbeth stand in der Stube und die Morgensonne fiel auf ihren schneeweißen Kopf.

„Ich will sie am Wald begraben", sagte Portmann zu ihr. Sein Gesicht war hager. Die starke Nase stand schnabelartig aus den knochigen Backen hervor.

Frau Lisbeth dachte, wie schon oft, daß er keiner von den zum Tier verrohten Söldnern sei, sondern ein Mensch, dem es noch mit Liebe und hartem Kummer im Leibe saß. Sie machte das Zeichen des Kreuzes über der Toten und murmelte ein Vaterunser.

Portmann ging hinaus und nahm einen Spaten, den er mit anderm Handwerkszeug im Flur hatte stehen sehen. Aber plötzlich besann er sich, kehrte, immer die Tote im Arm, in die Kammer zurück und nahm seinen Degen an sich, den er dort gelassen. Dann schritt er, ohne sich umzusehen, nach dem nahen Walde.

Er fand eine Stelle zwischen vier jungen, schlanken Tannen ganz am Waldsaum. Da begann er zu graben. Die Tote lag im Schnee neben ihm.

Er war noch nicht zum Bewußtsein erwacht, daß er nun völlig von ihr geschieden war, aber mit jedem Spatenstich wurde es ihm klarer. Ihn ekelte vor dem Leben. Lege dich zu ihr in die Grube, dachte er.

Als das Grab so tief war, daß er den Körper der Adelheid hineinsenken konnte, und er sich nach diesem bückte, sah er vom Hause her die Vogelsangbauern sich nähern. Er lachte grimmig in sich hinein. Wollten sie zuschauen kommen oder paßte ihnen wieder etwas nicht, wie schon so oft? Er hob die Leiche vom Schnee und stieg mit ihr in das Erdloch. Ein Schluchzen sprengte ihm jetzt die zusammengebissenen Zähne. Und wieder glaubte er den Leib, den er begraben wollte, nicht von seinem eigenen lösen zu können.

Über ihm sprach eine Stimme: „Er hat den Spaten genommen, der Hund, ohne nur zu fragen."

Das sagte Just Vogelsang und sah mit Augen auf ihn nieder, wie er sie gestern im Stalle gehabt.

„Und die Decke! Das ist doch die Decke der Stine!" sagte Dres.

Heinz Portmann schaute auf. Was wollten diese Viehkerle! Er hatte ohnehin eine Rechnung mit ihnen, die ihn alle die Wochen behandelt wie einen Dieb.

„Wer hat dir Spaten und Decke erlaubt?" fragte Peter Vogelsang, der Vater. Die Eigenmächtigkeit des anderen weckte den alten Haß gegen das Söldnervolk in ihm.

„Was soll es kosten?" fragte Portmann und stieg aus der Grube. Er sah, daß die anderen Äxte trugen. Einen Augenblick vergaß er die Adelheid und die alte Kriegslust regte sich. Er griff nach dem Degen, der neben der Grube lag. —

Doch Just fuhr auf ihn zu. „Was willst mit dem Eisen?" fragte er in wildem Zorn.

„Was wollt ihr mit den Beilen?"

Dres höhnte: „Hast es lange ausgehalten auf lateinischer Zehrung hier."

„Derweil habt ihr mir das Roß zuschanden gehaudert."

„Fluch!"

„Blutwölfe!"

„Mörder!"

„Wo habt ihr die Schwester hingeschleppt, ihr Räuber?"

In weniger als einer Minute flogen die Worte und Flüche wie Steine hin und wider. Dann fielen sie den Soldaten an. Wochenlang aufgestapelter Haß entlud sich.

Portmann hatte den Degen gezogen. Er lachte innerlich in seinem Grimm.

Aber gerade, als er dem Dres den Stahl durch den Arm stach, fällte ihn die Axt des Just von hinten, daß es ihn in die Grube niederschlug. Blitzschnell sah er Funken und Feuer und fuhr aus seinem Herzen ein heißes Frohlocken auf, daß er der Adelheid an den Busen stürze.

Dann war alles vorbei.

Drüben am Hause erschien Frau Lisbeth. Sie war zuerst vor Schrecken wie gelähmt. Darauf kam sie langsam näher, während die drei Männer wie ernüchtert und von Frost überlaufen in das Erdloch starrten.

„Einer weniger von dem Schandvolk", murrte Just.

Da stand die Mutter vor ihm. Sie hob die alten Hände wie zur Abwehr. „Warum", fragte sie und sah besonders den Mann an, als begreife sie ihn nicht und könne nie mehr an seiner Seite liegen.

„Die Stine", stöhnte der.

„Das macht sie nicht lebendig", sagte leise die Alte.

„So muß doch einer büßen", stieß der junge Dres hervor, dem das Blut aus dem Ärmel lief.

Die alte Frau stand an der Grube und schaute auf die zwei Körper nieder. Da lagen sie beisammen! Sie dachte an die Wochen, da der Soldat das Mädchen gepflegt. Etwas wie Versöhnung stieg ihr aus dem Grauen. „Vielleicht habt ihr ihm mehr zu lieb als zu leid getan", sagte sie seltsam.

Sie wandte sich.

Die Männer standen noch unschlüssig.

Aber wenige Schritte von ihnen drehte sich Frau Lisbeth zu ihnen zurück. „Werft das Grab zu“, gebot sie.

Die drei zögerten. Scham und Scheu kroch sie an.

Noch ehe die davonschreitende Frau das Haus erreichte, fielen die Erdschollen in die Grube. Just warf sie hinab.

Der letzte Wunsch.

Skizze von Richard Zoozmann.

Der alte Johann Haselkuß hatte seit frühester Jugend seinem Herrn treu und ehrlich gedient. Über sechzig Jahre waren seitdem vergangen und er selber war mit einigen Siebenzig alt und müde geworden, so daß er nur noch zum Stillesitzen und Zusehen zu gebrauchen war, sich bescheidentlich freute, das gern gegebene Gnadenbrot beißen zu können und einen friedlichen, stürmefreien Ort zu haben, wo er sein Haupt hinlege.

Eines Abends saß er am Ackerrande und blickte lächelnd und gedankenvoll in die tiefrot untertauchende Sonne. Da stand auf einmal ein kleines, spannenlanges Männchen vor ihm und sprach:

„Ich bin der Ackerkobold; und weil du über vierzig Jahre hindurch Feld und Acker fleißig und redlich bearbeitet hast, will ich dir von allerhand schönen Dingen das gewähren, was du dir als Letztes wünschest. Also sei gescheit, lieber Johann Haselkuß, bedenke dich wohl, ehe du sprichst, und noch besser, ehe du endest, und hebe dir den besten Wunsch bis zum Schlusse auf.“

Das Alter macht geschwätzig und vergeßlich. Daher hub der alte Johann zu reden an und meinte:

„Ich hab' mein Lebtag nichts gehabt als Müh und Plag, und hab' nie darüber gemurrt, wenn es auch manchmal halt a bissel zuviel wurd'. Aber ich hab' mich niemals unterkriegen lassen, noch den Humor in all dem Geschwirr und Geschwudri verloren. Also höre, lieber Kobold, was ich mir alles wünsche. Zunächst möcht' ich gern noch einmal jung sein — nicht zu jung, denn meine Kindheit war ein einziger bitterer Trank, und als frühverwaister Bub ward ich gar hart hin- und hergestoßen. Nein, nicht zu jung möcht' ich wieder sein, sondern so zwischen dreißig und vierzig: aber doch näher an die Dreißig. Ja, und dann möcht' ich halt zu gern, daß die Trine auch noch mal jung wäre, weißt du: die Frau des Fichtelbauern da drüben . . . Gott! wenn ich denke, wie ich vor vierzig Jahren mit dem Fichtelbauern hier als Knecht diente und wie wir beide ein Auge auf die schmucke Trine hatten. Ein Auge? Haha — alle beiden Augen rissen wir auf, daß sie so groß wurden wie die Räder an ihrem Handwägelchen, wenn sie mit dem vorüberzog zum Grummetholen! Weißt du, lieber Kobold, es war auch eine gar zu schmucke Dirne, die Trine! — Sauber, flink, überall die erste; bei der Arbeit und beim Tanze. Na, und ich war nur ein armes Knechtlein; aber des Fichtelbauern Sohn, der Peterle, der hatte was zwischen den Fingern! Na, und da wurden die zwei halt ein Paar, denn der andere war nicht minder ein schmucker und tüchtiger Kerl. Nu, ich gönn's den beiden, Neid hab' ich nie gefühlt, denn sie sind glücklich geworden . . . Aber wenn ich heut noch mal jung wäre, dann tät ich das Ding doch anders anpacken! Schade, daß man erst alt wird und hernach klug, statt umgekehrt. Was nutzt dem Alter Witz und Wissen viel? Na, es ist gut! — Also, dann würd' ich die Trine heiraten. Und wenn's nicht die Trine sein könnt', sollt' mich's nicht schwer grämen. Dann nähme ich ein andres saubres Ding, eine, die ein Häusel hat — es brauchte halt nicht so groß zu sein: vier Fenster der Länge nach, oben ein Boden, dahinter ein Stall. Ein paar Hühner darin, vielleicht eine Ziege, oder gar ein Rind, eine gut milchende Kuh zum Beispiel, oder weiß Gott, am Ende ein Pferd! Ein recht glattes und strammes! Ja, und ein Obstgarten und etwas Gemüseland tät' auch nicht schaden, wenn's da wär — na, und was sonst noch not täte. Und dann, dann . . . ja und Kinder — natürlich Kinder! Aber nicht zuviel. Zwei Buben und zwei Mädel oder, wenn's der liebe Herrgott so will, auch bloß eins von jeder Sorte. Und gut erziehen wollte sie schon der Haselkuß, weiß der Himmel, das wollte er! Wenn sie nicht gehorchen wollten, nicht aufs Wort parieren, oh, dann gäb' es einen Stock. Aber nicht zum Schlagen! Nur sehen sollten sie den Stock, und dann müßten sie gleich willig und artig werden. — Ja, Kobold, solch einen Stock möcht' ich wohl haben, der die Irrenden auf den rechten Weg weist.“

Der alte Johann war müde geworden, gar müde. Der graue Kopf fiel ihm vornüber auf die Brust. Und da sah er mit einmal statt des Kobolds einen holden Engel in weißem Kleide vor ihm stehen. Und der Engel lächelte so süßselig und sprach mit einer Stimme, so sanft und liebreich, wie man sie auf Erden nimmer hört:

„Hast du sonst keinen Wunsch, lieber Johann?“

„Keinen“, keuchte der Alte mit müder, schwacher Stimme. „Es ist mein letzter Wunsch.“ Und er schüttelte das graue Haupt.

„So erfüll' ich ihn dir“, sprach der lächelnde Engel. „Hier, nimm diesen Stock; er ist aus gutem Holze geschnitzt.“ Und damit entschwand der weiße Engel. —

Als aber der müde Mann den Stock in der Hand fühlte, da wurde er wieder wach und munter, erhob sich und schritt rüstig dahin wie ein Junger. Und o wunderbar! seine Füße fühlte er gar nicht: sie trugen ihn in der Luft wie Flügel. — Und der seltsame Stock half ihm wunderlich schnell von dannen und führte ihn immer höher, höher, bis Felder und Wälder unter ihm lagen und er der in Purpurwolken untergehenden Sonne immer näher und näher kam. Oh, welch ein seliges, erderlöstes Wandern das war! Und so wanderte er, wanderte, als ob es geraden Weges in den tiefblauen Himmel hineinginge zum lieben Gott . . .

— — „Da sitzt ja der alte Johann Haselkuß“, sagten die Leute, die unterm Klange der feierlichen Abendglocken vorübergingen. — „Er ist eingeschlafen.“

Und sie wollten ihn wecken, da es dunkel ward, auf daß ihm der feuchte Nebel nicht schaden konnte.

Aber da sie hinzutraten, sahen sie, daß er sich nicht mehr erwecken ließ . . . Er war an Gottes Wanderstabe in das bessere Land hinübergepilgert, wo es den Lohn gibt für Mühe und Arbeit, wo alle klugen und törichten Wünsche ihre Erfüllung finden.

Bunte Chronik

*** Ein Verteidiger der heutigen Jugend.** Die vielgeschmähte „Jugend von heute“ hat in einem amerikanischen Bischof der Methodistenkirche einen kräftigen und warmen Verteidiger gefunden, der erklärt, die jetzige Generation sei nicht viel anders als die Jugend zu seiner Zeit und vermutlich zu allen Zeiten seit Adam und Eva war. „Wir kritisieren ihr Haar, ihre Schönheitsmittel und ihre Umgangsformen“, sagte Bischof Hughes kürzlich auf einer Versammlung in Chicago. „Wenn man euch ältere Leute hört, so wart ihr in eurer Jugend alle sanfte kleine Engel, die mit den Händen im Schoß artig auf dem Sofa saßen. Aber wir haben in der Methodistenkirche noch nie einen prächtigeren jungen Nachwuchs gehabt als heute. Erinnert ihr euch nicht mehr, wie eine Zeitlang die Mädchen sich das Haar in die Stirne fallen ließen? Wenn ich die Wahl habe zwischen Simpelfransen und Bubenkopf, dann ziehe ich den Bubenkopf vor. Erinnert ihr euch nicht jener Ballonröcke der Damen? Wenn zwei Damen sich auf dem Fußsteig begegneten, mußte eine von ihnen heruntertreten, damit die andere vorbeikonnte; wenn ich zwischen dem früheren Reifrock und der jetzigen Mode wählen soll, so nehme ich lieber den kurzen Rock von heute. Ich habe sagen hören, das Lied „Ausgerechnet Bananen“ sei ein Zeichen für die Verkommenheit unserer Zeit. Aber was habt ihr gesungen, als ihr jung wart, ihr frommen alten Bürger und ihr ehrbaren Kirchenverwalter? „Pharaos Tochter ging zum Bad, Klein-Moses schwamm im Pfuhle, sie fischt' ihn mit der Telegraphenstange raus und schickte ihn zur Schule.“ Wir wollen nicht ungerecht sein. Ich muß sagen, wenn ich die Wahl habe zwischen einem Lied, das sich über heilige Gestalten in der Bibel lustig macht, und dem Lied „Ausgerechnet Bananen“, dann sind mir die Bananen immer noch lieber!“

*

*** Wie man sich ein Erbrecht sichert.** Die geschiedene Frau des Millionärs Arthur Hadson Marks war verklagt, wie aus Neuyork gemeldet wird, sich aus dem Kinderasyl in Denver ein männliches Findelkind besorgt zu haben, das sie als ihr eigenes, von Marks stammendes Kind unterzuschieben versuchte. Sie wollte sich auf diese Weise ein Erbrecht sichern. Die Sache war laut geworden und entwickelte sich zu einem großen Gesellschaftsskandal, der die führenden Kreise nicht nur Amerikas, sondern auch Englands recht peinlich berührt hat. Nun hat dieser Skandal mit der Verurteilung der Frau ein Ende gefunden. Frau Marks ist bereits zum dritten Male verheiratet: in erster Ehe war sie mit einem Opernsänger verheiratet, sodann mit einem Lord Reginald Talbot, einem Mitgliede der alten englischen Grafenfamilie Shrewsbury, Hudson Marks war ihr dritter Gatte.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.